

Hitparade. Aber es gibt nicht einfach „die“ Hitparade, nein, es gibt ihrer ein Dutzend oder mehr. Da gibt es die meistgespielten Platten: in den Juke-Boxes, im Rundfunk, die meistgekauften Alben, die meistgekauften „singles“ (Einzelschlager), dann territoriale Bestseller und was der Aufstellungen und Tabellen mehr sind.

Und diese Aufstellungen sind wichtig! Was sie aussagen, ist „richtig“. Das ist eine der Schattenseiten des Musikbetriebes: daß niemand mehr eine eigene Meinung hat. Alles kauft den Schlager Nummer eins, um ihn nächste Woche schon wegzuerwerfen. Als plötzlich die 25-cm-Langspielplatte durch die 30-cm-Platte abgelöst wurde (z. T. eine Manipulation einiger Firmen, um unbequeme kleine Marken oder Außenseiter zu vernichten), brachten gewitzte Geschäftsleute der Branche kurzerhand den Inhalt (Titel und Spieldauer) ihrer Zehnzoll- auf Zwölfzollplatten heraus. Und siehe da! Während vorher der Verkauf zurückgegangen war, zogen die „großen“ Platten an!

Obwohl der Amerikaner mit seinem Beruf nicht so fest verbunden ist wie der deutsche Arbeiter, Handwerker oder Angestellte, ist die Arbeitsteilung doch außerordentlich groß. Da hat eine große Band, d. h. Tanzkapelle, denn Jazzkapellen sind rar, einen ganzen Stab von Beschäftigten, die auf der Bühne nicht in Erscheinung treten. Zunächst einmal ist die Band nicht selbständig, sondern eine große Agentur, eine „booking corporation“ „handled“ sie. Die Band selber hat einen road manager, der Bandleader einen personal manager, dann gibt es den press representative, und da die Bands unentwegt reisen müssen (Engagements dauern meist nur 14 Tage) gehört auch ein Bus mit Fahrer dazu, der Bandboy, ein Stab von Arrangeuren, ein Buchhalter, kurzum Personen, die bei uns keine Existenz finden würden.

Es darf jedoch nicht übersehen werden, daß es auch sehr positive Seiten im amerikanischen Musikleben gibt. Es gehört zum guten Ton, Musik zu machen und etwas davon zu verstehen. Auf den höheren Schulen gibt es meist unentgeltlichen Unterricht auf beliebigen Instrumenten. Gab es in den dreißiger Jahren nur drei symphonische Klangkörper, die sich mit den zahllosen Orchestern selbst mittlerer Städte in Deutschland messen konnten, nämlich in New York (Toscanini), Philadelphia (Stokowski) und Boston (Fiedler), so gibt es heute mindestens ein oder vielleicht gar mehrere Dutzend. Da es in Amerika keine staatlichen oder kommunalen Subventionen gibt, sondern alles auf privatwirtschaftlicher Basis aufgebaut ist, auf die Förderung von Gönnern und Mäzenen angewiesen ist, gibt es in den USA Millionenstädte, die kein festes Theaterensemble und kein Orchester aufweisen. Auf der anderen Seite aber ist man erstaunt, daß Tausende von Menschen zu den Freiluftveranstaltungen strömen, zwölf-tausend, ja zwanzigttausend sind da keine Seltenheit. Und diese Örtlichkeiten, wie die berühmte „Hollywood Bowl“, die auch landschaftlich überwältigend ist, sind keine Einzeler-scheinungen, nein, über den ganzen Riesenkontinent verstreut findet man diese Musikarenen.

Nach dem Lesen dieser Zeilen mag manchem der Gedanke gekommen sein, daß auch bei uns schon amerikanische Methoden herrschen. Das stimmt. Man denke nur an neue Berufszweige wie den „disc jockey“ oder an unsere Hitparaden und Bestseller und Goldene Platten, die die „Million“ erreicht haben ... Man mag es bedauern, aber man wird es nicht aufhalten können. Umgekehrt kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die Vereinigten Staaten sich mehr und mehr europäisieren. Vielleicht sind dort die Zeiten der Pioniere, der Schnellebigkeit, der Hochschätzung materieller Dinge schneller vorbei als wir glauben oder wahrhaben möchten??

Dietrich Schulz-Köhn

Taube Ohren großer Meister

Vielleicht mag die Behauptung in unseren gesunden Ohren provozierend klingen, das kranke Ohr habe in der Geschichte des Schalls und der Musik gerade deshalb eine große Rolle gespielt, weil ein solcher Defekt den Willen stärke, das Fehlende durch andere Kräfte zu ersetzen. Wurden die großen Meister ihres Fachs wie Beethoven, Smetana und schließlich Edison, der geniale Erfinder, trotz oder sogar wegen ihrer Taubheit dämonisch getrieben, ihre größten und bedeutendsten Werke zu schaffen?

Als der taube Beethoven seine gewaltige Neunte drei Jahre vor seinem Tode zur Uraufführung brachte, als die gedrungene Gestalt mit den breiten Schultern vor das Orchester trat, blickten die Musiker nicht auf seine Hände, sondern auf die des Dirigenten der hinter ihm stand. Schon der Komponist Ludwig Spohr hatte sich über Beethoven kritisch ge-

äußert, als dieser trotz seiner fortgeschrittenen Taubheit Klavierkonzerte gab: „Ein Genuß war's nicht, denn das Pianoforte stimmte sehr schlecht, was Beethoven wenig kümmerte, da er ohnehin nichts davon hörte und zweitens war von der früher so bewunderten Virtuosität infolge der Taubheit fast gar nichts mehr übriggeblieben.“

Beethoven selbst klagte häufig über ein furchtbares „Sausen und Brausen“. Jahrelang hatte er versucht, sein Ohrenleiden geheimzuhalten. Oft wechselte er die Ärzte. Damals wurde auch viel über Galvanismus geschrieben, eine neue Wissenschaft, die auch für Beethoven, wie er einmal bemerkte, vielleicht eine aussichtsreiche Heilmethode ergab.

Die abnehmende Hörfähigkeit hatte Beethoven schon vor dem 30. Lebensjahr bemerkt. Zuerst wollte er an eine vorübergehende Erkrankung glauben, doch in einem Brief an seinen Freund Wegeler aus dem Jahre 1801 gesteht er: „Mir hat der neidische Dämon, meine schlimme Gesundheit, einen schlechten Stein ins Brett geworfen, nämlich: mein Gehör ist seit drei Jahren immer schwächer geworden.“ Das folgende Jahr brachte die Gewißheit; eine Besserung des Leidens war nicht mehr möglich. Das an seine Brüder Karl und Johann am 6. Oktober 1802 in Heiligenstadt verfaßte

und nach diesem Aufenthaltsort benannte Heiligenstädter Testament offenbar sein tragisches Schicksal. Erschütternd bleibt für seine Nachwelt das Bekenntnis: „Selbst empfänglich für die Zerstreungen der Gesellschaft, mußte ich mich absondern, einsam mein Leben zubringen: wollte ich auch zuweilen mich einmal über alles das hinaussetzen, oh, wie hart wurde ich durch die verdoppelte traurige Erfahrung meines schlechten Gehörs dann zurückgestoßen, und doch war's mir noch nicht möglich, den Menschen zu sagen: Sprecht lauter, schreit, denn ich bin taub, ach, wie wär es möglich, daß ich dann die Schwäche eines Sinnes angeben sollte, der bei mir in einem vollkommeneren Grade als bei anderen sein sollte, einen Sinn, den ich einst in der größten Vollkommenheit besaß, in einer Vollkommenheit, wie ihn wenige von meinem Fache gewiß haben noch gehabt haben.“

Und trotzdem, in diesen Jahren von 1799 bis 1812 — schrieb er acht große Symphonien, darunter die Eroica, die Pastorale, die Egmont-Ouvertüre, seine Oper Fidelio und die berühmtesten Konzerte, Klavier- und Violinsonaten wie die Mondscheinsonate, Appassionata und Kreuzersonate. Nach 1810 bemerkte er verzweifelt: „Ich wäre glücklich, wenn nicht der Dämon in meinen Ohren seinen Aufenthalt aufgeschlagen. Hätte ich nicht irgendwo gelesen, der Mensch dürfte nicht freiwillig scheiden von seinem Leben, solange er noch eine gute Tat verrichten kann, längst wär' ich nicht mehr — und zwar durch mich selbst.“

Beethovens Hoffnung auf den Galvanismus war nicht ganz unbegründet. Allerdings gelang es erst im vergangenen Jahr dem Sorbonne-Professor Dejourne, ein „Ersatzohr“ bei einem Patienten auszuprobieren. Ein medizinisch-physikalisches Kabinetstück, bei dem der Versuch glückte, völlig ruinierte Gehörnerven mit einer Drahtschleife zu verbinden, die in den Schläfen „verpackt“ wurde. Das war zwar erst ein Anfang. Doch der Erfolg — der Patient konnte wieder, wenn auch nur hohes Zirpen, hören — begründete sich auf die ungeheuren Fortschritte in den Kenntnissen vom Galvanismus und den elektrischen Nervenströmen.

Auch Smetana verlor — es war 1874 — sein Gehör bis zur völligen Taubheit. Er mußte den Taktstock als Kapellmeister am tschechischen Interims-Theater für immer niederlegen. Bei ihm machte sich das Ohrenleiden durch einen anhaltenden Pfeifton immer störender bemerkbar. In völliger Taubheit komponierte er dann den Zyklus der symphonischen Dichtungen Mein Vaterland. Der zweite Teil dieses Werkes, Die Moldau, trug den Namen Smetanas und die einfach und großartig empfundene Musik weit über die Grenzen seiner Heimat. Als Smetana 1884 in einer Prager Nervenheilanstalt die Augen für immer schloß, war er ein ganzes Jahrzehnt taub gewesen. Sein letztes großes Werk war die Oper Die Teufelsmauer. Sie wurde 1882, zwei Jahre vor seinem Tode, vollendet.

Bei Edison liegen andere Umstände vor. Sein erkranktes Gehör, die Folge einer Ohrfeige, die er als 14jähriger Junge erhalten hatte, war fast taub, als der Dreißigjährige im Jahre 1877 die Idee faßte, die Sprache zu konservieren. Es ist anzunehmen, daß ihn die Taubheit im Unterbewußtsein mit Problemen des besseren Hörens beschäftigte. Tatsächlich hat er eine kurze Nadel an die Membrane eines Telefonhörers befestigt, um mit dem Finger die Schwingungen der ankommenden Sprache abtasten zu können, die sein Gehör nicht mehr registrierte. Dieser Trick verband sich dann mit einer anderen Wahrnehmung, die er kurze Zeit vorher gemacht hatte, als er versuchte, die Laufgeschwindigkeit von Morsetelegrammen zu vervielfachen. Ein rollendes Papierband sollte die Punkte und Striche langsam aufnehmen. Wenn man es schnell auflaufen ließ, konnten sie als elek-

trische Impulse dieser erhöhten Schnelligkeit entsprechend durch die Kabel gejagt werden. Eine Feder, die zur Justierung des Papierstreifens diente, erzeugte bei der hohen Ablaufgeschwindigkeit einen Ton, ein „beinahe musikalisches, rhythmisches Klingen, fast wie verschwommene menschliche Sprache.“ Dies hörte der noch nicht völlig ertaubte Erfinder. Und gerade das undeutliche Hören erzeugte ja im Sinneszentrum eine ergänzende Fantasie, die hier geniale Inspiration geworden sein mag.

Es wird immer eine kühne Hypothese sein, in der Geschichte mit „wenn“ zu experimentieren. „Wenn“ Beethoven, Smetana und Edison unsere Zeitgenossen wären, hätte ihre Taubheit nicht durch völlig neue Heilmethoden vermieden werden können? Diese hypothetische Wenn-Frage ließe sich beinahe mit Ja beantworten. Aus der Ohrenchirurgie verlaute Imponierendes. Die Schallphysiker gaben den Ärzten hervorragende Meßinstrumente zur Diagnose vom Grad der Schwerhörigkeit in die Hand. Und das war die Voraussetzung für solche Erfolge, wie sie kürzlich aus Amerika bekanntgegeben wurden: auch fünf Jahre nach erfolgter Operation konnten 80 Prozent der Operierten noch vorzüglich hören. Beethoven, Smetana und Edison wäre heute mit großer Wahrscheinlichkeit von der modernen Ohrenchirurgie geholfen worden.

Walter Mölln



Rita Streich Ein Stern am Kunsthimmel, mit Kontur und Glanz, ist die Koloratursopranistin Rita Streich. Der erstaunliche Bogen ihrer Darstellungskunst (eine „Königin der Nacht“ die Zerbinetta in Ariadne auf Naxos, die Susanna in Figaros Hochzeit, die Zerline im Don Giovanni, die Konstanze in der Entführung aus dem Serail, die Rosina in Rossinis Barbier, eine lichte naturhafte Sophie im Rosenkavalier) weitet sich noch im Konzert- und Liedgesang, den die Künstlerin vom Volkslied (einschließlich romanischer und slawischer Musik) über das klassische Liedprogramm bis zu den schwierigen Konzertarien Mozarts beherrscht.

Zur Zeit weilt Frau Streich, heute ein Weltstar, in den USA und Kanada, Liederabende und Fernsehveranstaltungen stehen im Programm. Eine Europa-Tournee schließt sich an, dann wieder Wien, Salzburg (Welturaufführung der Julietta von Heino Erbe) und im Herbst Japan.